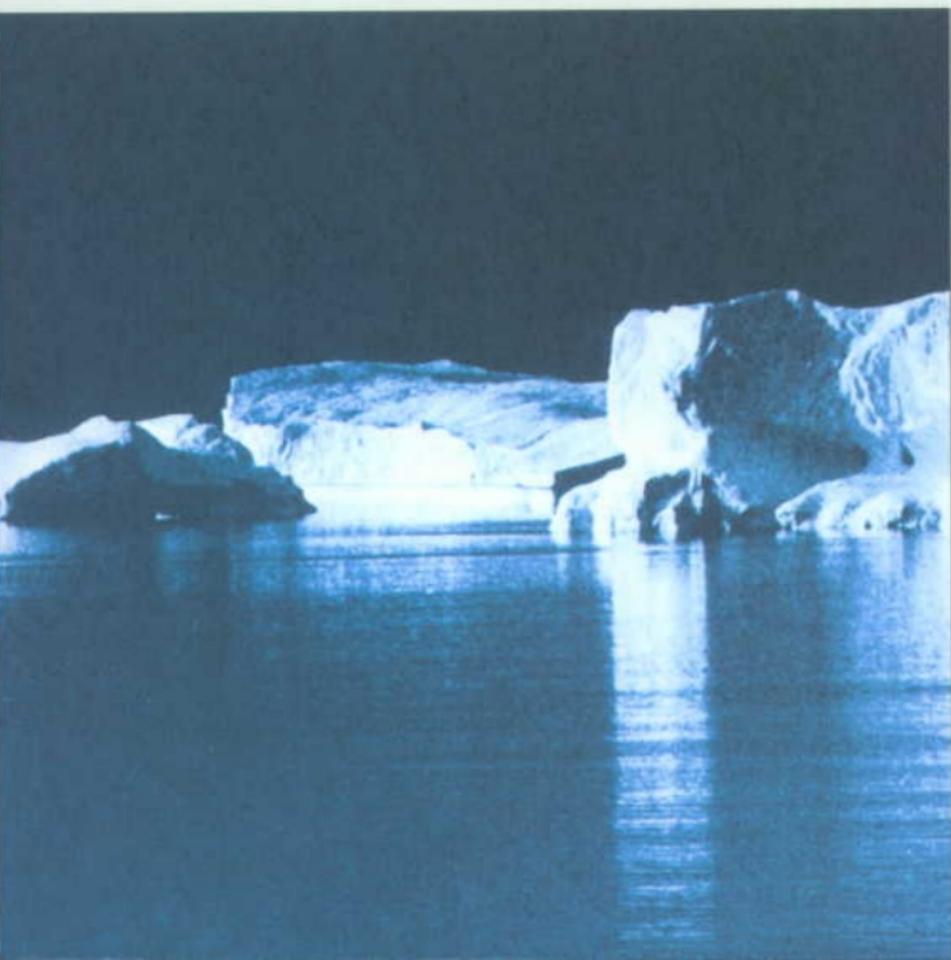


Hans Magnus
Enzensberger
Der Untergang der
Titanic Eine Komödie



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 681

Das Riesenschiff, das Weltwunder, das Ungeheuer, das in einer eisigen Nacht des Jahres 1912 versank, war ein ganz gewöhnlicher Dampfer – und zugleich ein Mythos: Inbegriff des Fortschritts.

In dreiunddreißig Gesängen wird die Katastrophe dargestellt, mit allen Einzelheiten, mit der Mannschaft und den Passagieren, den Toten und den Überlebenden, der gesellschaftlichen Hierarchie des Schiffs, seinen Salongemälden, dem First-Class-Dinner, den Zeitangaben, Temperaturen und Geräuschen. Aber dieser Untergang ist nicht nur ein aktenkundiges Unglück aus der Vergangenheit. Als Geisterschiff ist die *Titanic* immer noch unterwegs. Enzensbergers Gedicht hat nicht zuletzt mit dieser imaginären *Titanic* zu tun, dem »Untergang im Kopf«.

Begonnen 1969 in Cuba, verlorengegangen, hartnäckig wiederaufgenommen, oft verworfen und immer weiterverfolgt, abgeschlossen 1977 in Berlin, nimmt das Gedicht manche Erinnerung an die Jahre und Orte seiner Entstehung in sich auf.

Hans Magnus Enzensberger wurde am 11. November 1929 in Kaufbeuren geboren und starb am 24. November 2022 in München. Als Lyriker, Essayist, Biograph, Herausgeber und Übersetzer war er einer der einflussreichsten und weltweit bekanntesten deutschen Intellektuellen.

Hans Magnus Enzensberger
Der Untergang der Titanic

Eine Komödie

Suhrkamp



14. Auflage 2023

Erste Auflage 1981

suhrkamp taschenbuch 681

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1978

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Göllner, Michels, Zegarzewski

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37181-7

www.suhrkamp.de

Gastón gewidmet

ERSTER GESANG

Einer horcht. Er wartet. Er hält
den Atem an, ganz in der Nähe,
hier. Er sagt: Der da spricht, das bin ich.

Nie wieder, sagt er,
wird es so ruhig sein,
so trocken und warm wie jetzt.

Er hört sich
in seinem rauschenden Kopf.
Es ist niemand da außer dem,

der da sagt: Das muß ich sein.
Ich warte, halte den Atem an,
lausche. Das ferne Geräusch

in den Ohren, diesen Antennen
aus weichem Fleisch, bedeutet nichts.
Es ist nur das Blut,

das in der Ader schlägt.
Ich habe lang gewartet,
mit angehaltenem Atem.

Weißes Rauschen im Kopfhörer
meiner Zeitmaschine.
Stummer kosmischer Lärm.

Kein Klopffzeichen. Kein Hilfeschrei.
Funkstille.

Entweder ist es aus,

sage ich mir, oder es hat
noch nicht angefangen.
Jetzt aber! Jetzt:

Ein Knirschen. Ein Scharren. Ein Reiß.
Das ist es. Ein eisiger Fingernagel,
der an der Tür kratzt und stockt.

Etwas reißt.
Eine endlose Segeltuchbahn,
ein schneeweißer Leinwandstreifen,

der erst langsam,
dann rascher und immer rascher
und fauchend entzweireißt.

Das ist der Anfang.
Hört ihr? Hört ihr es nicht?
Haltet euch fest!

Dann wird es wieder still.
Nur in der Wand klirrt
etwas Dünngeschliffenes nach,

ein kristallenes Zittern,
das schwächer wird
und vergeht.

Das war es.
War es das? Ja,
das muß es gewesen sein.

Das war der Anfang.
Der Anfang vom Ende
ist immer diskret.

Es ist elf Uhr vierzig
an Bord. Die stählerne Haut
unter der Wasserlinie klafft,

zweihundert Meter lang,
aufgeschlitzt
von einem unvorstellbaren Messer.

Das Wasser schießt in die Schotten.
An dem leuchtenden Rumpf
gleitet, dreißig Meter hoch

über dem Meeresspiegel, schwarz
und lautlos der Eisberg vorbei
und bleibt zurück in der Dunkelheit.

ZWEITER GESANG

Der Aufprall war federleicht. Der erste Funkspruch:
00.15 Uhr. Mayday. An alle. Position 41°46' Nord
50°14' West. Fabelhaft, dieser Marconi!
Ein Ticken im Kopf, in der Muschel, drahtlos
und fern, so fern – ferner als ein halbes Jahrhundert!
Keine Sirenen, keine Alarmglocken, nur
ein diskretes Klopfen an der Kabinentür,
ein Hüsteln im Rauchsalon. Während unten
das Wasser steigt, bindet der Steward
einem ächzenden alten Herrn, Werkzeugmaschinen
und Metallurgie, auf dem D-Deck die Schnürsenkel zu.
Nur Mut! Nur keine Müdigkeit, meine Damen,
Galopp! ruft der Gymnastiklehrer, Mr McCawley,
tipptopp wie immer in seinem beigen Flanellanzug,
durch die getäfelte Turnhalle. Lautlos schaukeln
die mechanischen Dromedare auf und ab.
Niemand ahnt, daß der Unermüdliche magenkrank ist,
daß er nicht schwimmen kann, daß er sich fürchtet.
John Jacob Astor hingegen schlitzt mit der Nagelfeile
einen Rettungsring auf und zeigt seiner Frau,
einer geborenen Connaught, was drin ist
(vermutlich Kork), während in den Laderaum vorn
armdick das Wasser strömt, eisig
unter den Postsäcken gurgelt, in die Kombüsen
sickert. *Wigl wagl wak*, spielt die Band
in schneeweißer Uniform, *my monkey*:
ein Potpourri aus der »Dollarprinzessin«.
Auf ins Metropol! Berlin, wie es leibt und lacht!

Nur ganz unten, wo man, wie immer, zuerst kapiert,
werden Bündel, Babies, weinrote Inletts
hastig zusammengerafft. Das Zwischendeck
verstehet kein Englisch, kein Deutsch, nur eines
braucht ihm kein Mensch zu erklären:
daß die Erste Klasse zuerst drankommt,
daß es nie genug Milch und nie genug Schuhe
und nie genug Rettungsboote für alle gibt.

Er ist nicht mehr der Jüngste, er seufzt,
er holt eine große Leinwand hervor, er grübelt,
verhandelt lang und zäh mit dem Besteller,
einem geizigen Karmeliter aus den Abruzzen,
Prior oder Kapitular. Schon wird es Winter,
die Fingergelenke knacken, das Reisig
knackt im Kamin. Er seufzt, grundiert,
läßt trocknen, grundiert ein andermal,
kritzelt, ungeduldig, auf kleine Kartons
seine Figuren, schemenhaft, hebt sie mit Deckweiß.
Er zaudert, reibt Farben an, vertrödelt
mehrere Wochen. Dann, eines Tages, es ist
unterdessen Aschermittwoch geworden
oder Mariä Lichtmeß, taucht er, in aller Frühe,
den Pinsel in die gebrannte Umbra und malt:
Das wird ein dunkles Bild. Wie fängt man es an,
den Weltuntergang zu malen? Die Feuersbrünste,
die entflohenen Inseln, die Blitze, die sonderbar
allmählich einstürzenden Mauern, Zinnen und Türme:
technische Fragen, Kompositionsprobleme.
Die ganze Welt zu zerstören macht viel Arbeit.
Besonders schwer sind die Geräusche zu malen,
das Zerreißen des Vorhangs im Tempel,
die brüllenden Tiere, der Donner. Alles
soll nämlich zerreißen, zerrissen werden,
nur nicht die Leinwand. Und der Termin
steht fest: Allerspätestens Allerseelen.
Bis dahin muß, im Hintergrund, das wütende Meer

lasiert werden, tausendfach, mit grünen,
schaumigen Lichtern, durchbohrt von Masten,
lotrecht in die Tiefe schießenden Schiffen,
Wracks, während draußen, mitten im Juli,
kein Hund sich regt auf dem staubigen Platz.
Der Maler ist ganz allein in der Stadt geblieben,
verlassen von Frauen, Schülern, Gesinde.
Müde scheint er, wer hätte das gedacht,
sterbensmüde. Alles ist ocker, schattenlos,
steht starr da, hält still in einer Art
böser Ewigkeit; nur das Bild nicht. Das Bild
nimmt zu, verdunkelt sich langsam, füllt sich
mit Schatten, stahlblau, erdgrau, trübviolett,
caput mortuum; füllt sich mit Teufeln, Reitern,
Gemetzeln; bis daß der Weltuntergang
glücklich vollendet ist, und der Maler
erleichtert, für einen kurzen Augenblick;
unsinnig heiter, wie ein Kind,
als wär ihm das Leben geschenkt,
läßt er, noch für den selben Abend,
Frauen, Kinder, Freunde und Feinde
zum Wein, zu frischen Trüffeln und Bekassinen,
während draußen der erste Herbstregen rauscht.

DRITTER GESANG

Damals in Habana blätterte der Putz ab
von den Häusern, am Hafen stand unbeweglich
ein fauler Geruch, üppig verblühte das Alte,
der Mangel nagte Tag und Nacht
sehnsüchtig am Zehnjahresplan, und ich
schrieb am *Untergang der Titanic*.

Schuhe gab es nicht und keine Spielsachen
und keine Glühbirnen und keine Ruhe,
Ruhe schon gar nicht, und die Gerüche
waren wie Mücken. Damals dachten wir alle:
Morgen wird es besser sein, und wenn nicht
morgen, dann übermorgen. Naja –
vielleicht nicht unbedingt besser,
aber doch anders, vollkommen anders,
auf jeden Fall. Alles wird anders sein.
Ein wunderbares Gefühl. Ich erinnere mich.

Dies schreibe ich in Berlin. Wie Berlin
rieche ich nach alten Patronenhülsen,
nach Osten, nach Schwefel, nach Desinfektion.
Langsam wird es jetzt wieder kälter.
Langsam lese ich die Vorschriften durch.
Weit entfernt hinter zahlreichen Kinos
steht unbemerkt die Mauer, hinter der,
weit entfernt voneinander, vereinzelte Kinos stehn.
In nagelneuen Schuhen sehe ich Ausländer
vereinzelte durch den Schnee desertieren.
Ich friere. Ich erinnere mich, kaum

zu glauben, keine zehn Jahre ist das jetzt her,
an die sonderbar leichten Tage der Euphorie.

Damals dachte kaum einer an den Untergang,
nicht einmal in Berlin, das den seinigen
längst hinter sich hatte. Es schwankte
die Insel Cuba nicht unter unsern Füßen.
Es schien uns, als stünde etwas bevor,
etwas von uns zu Erfindendes.
Wir wußten nicht, daß das Fest längst zu Ende,
und alles Übrige eine Sache war
für die Abteilungsleiter der Weltbank
und die Genossen von der Staatssicherheit,
genau wie bei uns und überall sonst auch.

Wir suchten etwas, hatten etwas verloren
auf dieser tropischen Insel. Das Gras wuchs
über die abgewrackten Cadillacs. Wo war der Rum,
wo waren die Bananen geblieben? Etwas anderes
hatten wir dort zu suchen – schwer zu sagen,
was es eigentlich war –,
doch wir fanden es nicht
in jener winzigen Neuen Welt,
wo alles vom Zucker sprach,
von der Befreiung, von einer Zukunft, reich
an Glühbirnen, Milchkühen, nagelneuen Maschinen.

Dort, wo mir die jungen Mulattinnen
mit der Maschinenpistole im Arm
zulächelten an den Straßenecken,
mir oder einem anderen, schrieb ich
und schrieb am *Untergang der Titanic*.

Es war nachts so warm, ich konnte nicht schlafen.
Jung war ich nicht, – was heißt jung?
Ich wohnte am Meer –, doch beinahe zehn Jahre
jünger als jetzt, und bleich vor Eifer.

Das muß im Juni gewesen sein, nein,
Anfang April, kurz vor Ostern war es,
wir gingen die Rampa hinunter,
es war ein Uhr vorbei, Maria Alexandrovna
sah mich aus zornig funkelnden Augen an,
Heberto Padilla rauchte, er saß noch nicht
im Gefängnis – aber wer dieser Padilla war,
weiß niemand mehr, weil er verloren ist, ein Freund,
ein verlorener Mann –, und irgendein deutscher
Deserteur lachte unförmig – auch er
ist im Gefängnis gelandet, aber erst später,
und heute lebt er hier in der Nähe und trinkt
und treibt seine staaterhaltenden Forschungen,
und es ist komisch, daß ich ihn nicht
vergessen habe, nein, vergessen habe ich wenig.

Wir sprachen in einem Kauderwelsch,
Spanisch, Russisch und Deutsch,
von der fürchterlichen Zuckerernte
der Zehn Millionen, heute natürlich
spricht kein Mensch mehr davon. Was
geht mich der Zucker an, ich bin Tourist!
schrie der Deserteur, dann zitierte er
Horkheimer, ausgerechnet Horkheimer
in Habana! Wir sprachen auch von Stalin
und Dante, ich weiß nicht mehr warum,
was hatte Dante mit dem Zucker zu tun.

Und ich war zerstreut und blickte hinaus
über die Hafenmauer auf die Karibische See,
und da sah ich ihn, sehr viel größer
und weißer als alles Weiße, weit draußen,
ich allein sah ihn und niemand sonst,
in der dunklen Bucht, die Nacht war wolkenlos
und das Meer schwarz und glatt wie Spiegelglas,
da sah ich den Eisberg, unerhört hoch
und kalt, wie eine kalte Fata Morgana
trieb er langsam, unwiderruflich,
weiß, auf mich zu.

Verlustanzeige

Die Haare verlieren, die Nerven,
verstehst ihr, die kostbare Zeit,
auf verlorenem Posten an Höhe
verlieren, an Glanz, ich bedaure,
macht nichts, nach Punkten,
unterbrecht mich nicht, Blut
verlieren, Vater und Mutter,
das in Heidelberg verlorene Herz,
ohne mit der Wimper zu zucken,
noch einmal verlieren, den Reiz
der Neuheit, Schwamm drüber,
die bürgerlichen Ehrenrechte, aha,
den Kopf, in Gottesnamen, den Kopf,
wenn es unbedingt sein muß,
das verlorene Paradies, meinetwegen,
den Arbeitsplatz, den Verlorenen Sohn,
das Gesicht, auch das noch,
einen Backenzahn, zwei Weltkriege,
drei Kilo Übergewicht verlieren,
verlieren, immer nur verlieren, auch
die längst verlorenen Illusionen,
na wenn schon, kein Wort
über die verlorene Liebesmüh,
aber woher denn, das Augenlicht
aus den Augen, die Unschuld
verlieren, schade, den Hausschlüssel,
schade, sich, gedankenverloren,
in der Menge verlieren,

unterbrecht mich nicht,
den Verstand, den letzten Heller,
sei's drum, gleich bin ich fertig,
die Fassung, Hopfen und Malz,
alles auf einmal verlieren,
wehe, sogar den Faden,
den Führerschein, und die Lust.